### Christoph Kappes, Kathrin Passig

# Einfach alles richtig machen: 14 leicht fassliche Ratschläge zur Zukunft der Hochschule

## 1 – Über das Weglassen reden

Wir können nicht nur darüber reden, was alles zusätzlich zum Bisherigen getan werden müsste. Wir müssen auch darüber reden, was zum Ausgleich wegfallen soll. Das ist unbeliebt und wird deshalb gern vermieden. Aber Zeit, Aufmerksamkeit, Geld und Stellen sind begrenzt. Alle Mitarbeitenden wissen das und sträuben sich deshalb zu Recht gegen neue Aufgaben, die nicht durch den Wegfall von alten Aufgaben kompensiert werden.

## 1 – Über das Weglassen schweigen

Änderungen sind unbeliebt. Etwas Neues einführen *und* etwas Altes weglassen sind schon zwei Änderungen. Damit wird der Vorgang doppelt so schwierig. Besser ist es, das Alte stillschweigend unter den Tisch fallen oder langsam und möglichst unbemerkt aussterben zu lassen. Je weniger man darüber spricht, desto besser.

## 2 – Innovationen im Untergrund vorbereiten

Aus dem gleichen Grund, aus dem man über das Weglassen des Alten besser schweigt, bewahrt man über die Einführung des Neuen so lange wie möglich Schweigen. Dominik Born hat am Beispiel des Schweizer Rundfunks und Fernsehens SRF über Guerilla-Innovation in konservativen Organisationen gesprochen (Born o.J.) und geschrieben: Man muss sich entscheiden, ob man ein Gremium haben möchte oder ein Projekt. Wenn Neues gegen die Veränderungswiderstände in etablierten Organisationen eine Chance haben soll, muss es zunächst einmal im Untergrund gedeihen dürfen.

#### 2 – Bei Innovationen alle mitnehmen

Wer grundsätzlich allen Beteiligten eine Abneigung gegen Veränderungen unterstellt, der unterschätzt sie. Das Vorhandene ist ja auch nicht immer erfreulich oder einfach. An vielen Stellen herrscht erheblicher Leidensdruck, und die Leidtragenden des bisherigen Verfahrens sind deshalb grundsätzlich veränderungsbereit. Diese Bereitschaft mag etwas abgenutzt sein durch vorangegangene Veränderungen, bei denen die Unzufriedenen nicht befragt wurden. Aber sobald jemand echtes Interesse an ihren Wünschen zeigt, werden sie neue Lösungen akzeptieren, wenn nicht sogar freudig begrüßen.

#### 3 – Ohne Institutionen denken

Große Medienwechsel haben die Ordnung von Gesellschaften verändert und dabei auch vor Institutionen wie z. B. der Kirche nicht Halt gemacht. Digitale Wissensorganisation und auch

Wissensvermittlung/-erwerb wird mittelfristig ebenfalls Institutionen fundamental verändern: Bedenkt man allein den gegenwärtigen Technologieschub bei Hilfsmitteln für die Zusammenarbeit (Boards wie miroboard, neue Videotools auf Basis von WebRTC, VirtualVR bei Facebook, kaum umgehbare Testverfahren wie Examity) und denkt man das 20 Jahre weiter, wird der physische Raum keine große Rolle spielen. Genauer: die Beteiligten entscheiden selbst über Raum und Zeitspannen, Hochschule wird eine ubiquitäre soziale Praxis, die also nicht an einen bestimmten Ort gebunden ist. Am besten denkt man, wenn man über Jahrzehnte spekuliert, gleich ohne Institutionen und nur über verfestigte soziale (Interaktions-)Praxen nach.

#### 3 – Mit Institutionen denken

Einzelne Hochschulen sind zwar verschwunden, die Institution Hochschule ist aber – verglichen mit anderen Institutionen – über fast 800 Jahre erstaunlich stabil geblieben. Es gibt auch heute keine 'Grüne Wiese'; wir können das System nicht ganz neu entwerfen, sondern müssen von der existierenden Institutionen-Landschaft aus denken. Fakultätsgremien, Professoren und Bibliotheken werden ja nicht überflüssig. Und denkt man funktional, dann fand das soziale System Hochschule auch immer

schon zu Hause statt, wenn man ein wissenschaftliches Buch las, oder in einem Café, in dem sich die studentische Arbeitsgruppe traf. Auf jeden Fall werden Leistungsmessverfahren gebraucht, die zur Vergleichbarkeit einheitlich sein und koordiniert umgesetzt werden müssen. Und denkt man an andere "Outputs" der Bildungsinstitutionen jenseits der Prüfungsbescheinigungen, beispielsweise an Diskurstechniken, soziale Umgangsformen oder ein Netz beruflicher Kontakte und privater Freundschaften, so bedarf es hierzu ebenso gewisser Strukturen und Organisationsgrenzen.

#### 4 – Hochschulen für die Welt öffnen

Wissen wird ein Leben lang gebraucht, und seine Notwendigkeit stellt sich in einer Welt im Wandel immer mehr erst in Kontexten heraus. Was die Gesellschaft braucht, ist eine Adresse, die man befragen kann, um verlässlich Wissen zu erhalten – oder wenigstens Wissen über gute Quellen. Es kann nicht sein, dass sich die Gesellschaft auf Google verlassen muss, ein Unternehmen, das das Wissen nach kommerziellen, tagesaktuellen und sogar qualitätsfremden Kriterien organisiert (Domainalter, soziale Signale, Ladezeiten, aktuelle Kontexte) und auch von Unterhaltungsformaten, z.B. satirischen Texten oder Talkshows, nicht trennt. Hochschulen sollten sich als Wissensquellen verstehen, die jedermann befragen kann. Wir brauchen eine Art Bildungsbutton im Browser, der uns mit Hochschulwissen verbindet. Hochschulen sollten sich auch als Institution verstehen, die Medienakteure durch den Expertendschungel navigiert, so dass Journalismus und Öffentlichkeit von ihrem Wissen stärker profitieren.

#### 4 – Hochschulen von der Welt trennen

Trotz aller Bemühungen um Durchlässigkeit: Hochschulen müssen von ihrer Umwelt strukturell getrennt sein. Zum einen erheben sie den Anspruch, alles Handeln nach wissenschaftsspezifischen Kriterien von Wahrheit und Richtigkeit auszurichten. Je mehr sie dem Einfluss von Geld oder Macht von außen unterliegen oder wissenschaftsfremde Aufgaben übernehmen, umso eher wird dieser Zweck gefährdet. Auch eine wirklich offene Denk- und Diskussionskultur entsteht eher dort, wo nicht andere Zwecke als die gemeinsame Wahrheitssuche das Geschehen

überlagern (Hochschule als geschützter Raum auch im Sinne einer idealen Sprechaktsituation nach Jürgen Habermas). Zum zweiten dienen Hochschulen nicht nur der Wissensvermittlung, sondern helfen auch, soziale Beziehungen zwischen späteren Akademikern zu stärken, die man nicht nur negativ als Seilschaften sehen kann, sondern die zur Weiterentwicklung von Wissen und Rollen sinnvoll sind. Eventuell ist hier auch trotz aller berechtigten Forderung nach Partizipation und sozialer Barrierefreiheit eine gewisse Kultur- und Milieubildung hilfreich, ein Zivilisierungsprozess etwa zum Aushalten unterschiedlicher Positionen.

#### 5 – Neue Rollen entwickeln

Die Evolution macht auch vor Hochschulen nicht halt. Es werden sich daher neue, speziellere Rollen entwickeln. Beispielsweise Kuratoren, die Wissen zusammenstellen. Oder hochspezialisierte Wissenslotsen, die man anrufen oder mit denen man chatten kann, wenn man eine Frage hat. Vielleicht wird das eine Aufgabe der Bibliotheken, die sich nicht mehr nur auf die Konservierung und Pflege von Wissen und entsprechenden Dokumenten konzentrieren.

#### 5 – Neue Rollen den anderen überlassen

Es gibt keinen Grund, warum diese neuen Rollen ausgerechnet in den vorhandenen Institutionen entstehen oder dort besonders gut aufgehoben sein sollen. Die Stärken der Institutionen liegen dort, wo es um Raum (für Lehre, für den Zugang zu Lernmaterialien etc.) und um Dauerhaftigkeit geht. Diese Vorteile sind mit einem hohen Preis in Form von Kosten, Inflexibilität und Bürokratie verbunden und für neue Kuratier- oder Lotsentätigkeiten im Umgang mit Wissen nicht relevant.

## 6 – Die Allmende der Gesellschaft pflegen

In vielen Bereichen der Gesellschaft wird Wissen gepflegt, beispielsweise in der politischen Bildung, in Schulen, in der Wikipedia. Hochschullehrer sollten sich als Wissensgärtner\*innen verstehen, die diese Wissensplätze pflegen. Dazu gehört beispielsweise die offizielle Aufgabe,

auch Wikipedia-Einträge zu pflegen und aktuell zu halten. Wikipedia-Pflege soll nicht nur Hobby Einzelner am Wochenende sein.

Digitale Inhalte können leicht verbreitet und mehrfach eingesetzt werden. Hochschulen könnten daher ihre Inhalte vielen Stellen zur Verfügung stellen oder mit anderen Organisationen bestimmte Wissensfelder erschließbarer machen. Schon jetzt finden sich allerhand Vortragsvideos auf *YouTube*, Skripte und Vorlesungsmitschriften im Internet. An der Systematisierung und Qualitätssicherung dieser Inhalte könnten sich Hochschulen beteiligen. Zum Beispiel bei einer "Wikiversity", deren Kurse oben rechts auf jeder Seite abrufbar sind, die aber zugleich auch an anderen Orten bereitgestellt werden. Wenn wir von Internet als "Daseinsvorsorge" sprechen, meinen wir nicht Kabel, sondern Inhalte.

## 6 – Nicht zum Dienstleister für die Projekte anderer werden

Das System Wikipedia setzt auf Ortlosigkeit, Offenheit, Schnelligkeit, Flexibilität und Personenunabhängigkeit. Das System Hochschule ist in jeder Hinsicht das Gegenteil davon. Beide Systeme haben ihre Vor- und Nachteile. Zu den Vorteilen des Hochschulsystems gehört seine Dauerhaftigkeit. Immerhin existiert es, anders als die Wikipedia, schon ziemlich lange und erfolgreich. Diese Dauerhaftigkeit bringt es mit sich, dass Hochschulen nicht alle von außen an sie herangetragenen Veränderungswünsche sofort umsetzen können und dürfen. Die Wikipedia hat sich aus gutem Grund außerhalb der Hochschulen und unabhängig von ihnen entwickelt. Die beiden Systeme ergänzen sich, sind aber fundamental inkompatibel und der Versuch, sie enger zusammenzuführen, gliche dem Versuch, einen Walfisch mit einem Kolibri zu kreuzen.

## 7 – Gemeinsame, ungestörte Anwesenheit ermöglichen

"Lernen ist Beziehungsarbeit, und vieles kann man über digitale Medien nicht kommunizieren", sagte Marina Weisband auf der Dießener Klausur. Dass die Universität Anwesenheit fördert und zum Teil verlangt, ist eine Hilfestellung, die sie erbringt und die von den Studierenden geschätzt wird. Abgesehen von den sozialen Lernvorgängen hat die Forderung oder zumindest soziale Erwartung der Anwesenheit die Funktion einer Selbstverpflichtung. Das ist im Übrigen auch einer der

wesentlichen Gründe, warum Tagungen existieren: Man muss nur ein einziges Mal beschließen, dem Tagungsthema seine Konzentration zu schenken, und nicht alle drei Minuten wieder.

## 7 – Gemeinsame, ungestörte Anwesenheit nicht überschätzen

Es gibt auch digitale Formen der Präsenz und der Aufmerksamkeit. Sie sehen nur anders aus als die gewohnten. Dass sich manches schlechter oder gar nicht kommunizieren lässt, wenn die Gesprächspartner nicht körperlich anwesend sind, hat nicht nur Nachteile. Lernen und Lehren am gemeinsamen Ort bevorzugt diejenigen mit ausgeprägterem Selbstbewusstsein, mündlichen Ausdrucksfähigkeiten, unproblematischer Körperselbstwahrnehmung sowie diejenigen, die es sich (finanziell, organisatorisch, geographisch) leisten können, über längere Zeiträume vor Ort zu sein (Passig 2018). Selbstverpflichtungen können auch ohne Anwesenheit am selben Ort eingegangen werden, indem man Termine für die Zusammenarbeit verabredet.

#### 8 – Mehr handeln

Die Hochschulen dürfen nicht immer nur über die Digitalisierung reden, sie müssen handeln. Sie dürfen die Entwicklung von Software für Zusammenarbeit, Recherche und akademisches Veröffentlichen nicht kommerziellen Anbietern überlassen, deren Interessen keineswegs deckungsgleich mit denen der Hochschulen sind. Neben der Interessenlage spricht vor allem auch die didaktisch-inhaltliche Kompetenz der Hochschulen dafür, dass hier bessere Software erstellt werden kann, welche die Lernkommunikation gewissermaßen formatiert. Wo erfolgreiche Softwarewerkzeuge in Hochschulen entstehen, tun sie es derzeit meistens als Nebenprojekte von Mitarbeitenden, die für etwas ganz anderes bezahlt werden. Es müssen in großem Umfang Möglichkeiten geschaffen werden, solche Projekte und die dazugehörigen Stellen zu fördern und zu finanzieren – und zwar ohne dabei nur eine Fülle von hochschuleigenen Einzellösungen zu produzieren.

### 8 – Mehr geschehen lassen

Wenn die Hochschulen bei digitalen Angelegenheiten wenigstens nicht andauernd im Weg stünden, wäre schon viel gewonnen. Das fängt bei den Grundlagen an: Es sollte selbstverständlich sein, dass für Gäste ein WLAN-Zugang zur Verfügung steht, der nicht Tage im Voraus schriftlich beantragt werden muss. Alle Räume der Universität müssen mit einer ausreichenden Menge an Steckdosen ausgestattet sein. Das Verbieten der Nutzung gängiger, ausgereifter und benutzerfreundlicher Software in der Lehre unter Berufung auf den Datenschutz und Verweis auf schlechte Eigenlösungen führt lediglich dazu, dass die kommerziellen Lösungen trotzdem, nur eben heimlich eingesetzt werden. Datenschutztechnisch ist damit nichts gewonnen, im Gegenteil. Die IT-Abteilungen der Hochschulen sollten ihre Energie nicht in das Verbieten und Verunmöglichen stecken, sondern in die Bereitstellung von Adapterlösungen – zum Beispiel das Einziehen einer identitätsverschleiernden Zwischenschicht, die den Datenschutz auch bei Nutzung von verbreiteten kommerziellen Lösungen gewährleistet.

### 9 – Lebenslanges Lernen fördern

Ständiges Lernen wird immer wichtiger: nicht nur nimmt die Halbwertszeit von wissenschaftlichem Wissen ab, es ändert sich auch immer schneller die Umwelt des Wissenschaftssystems, in der Menschen arbeiten. Nun kann die Wissenschaft nicht alle ständig schlau machen, aber die Übergänge zu Wirtschaft (Mitarbeitenden/Selbständigen) und zur politischen Öffentlichkeit hin müssen verbessert werden. Die traditionellen Fachzeitschriften und Kongresse müssen zugänglicher werden. Zudem braucht es eine Art Transferkultur, die in einem kontinuierlichen Prozess ähnliche Haltepunkte wie beim Softwarerelease-Management setzt. Buchauflagen-Nummerierung und langatmige, sequentiell geschriebene Vorworte sind keine Lösung für Update-Probleme. Sind wir vielleicht nicht radikal genug? Wir sparen für die Rente an. Wir sparen für die Gesundheit an. Warum sparen wir nicht auch für Bildung an und erfinden eine Lösung, eine Art von Lern-Sabbatical mit 40, 45 und 50 einzuführen?

### 9 – Belastung durch ständiges Umlernen reduzieren

Wer lebenslanges Lernen fordert, unterschätzt, wie anstrengend Dazulernen und die Veränderung von Haltungen und Praktiken tatsächlich sind. Schon Studierende sind damit häufig überfordert, und wenn später Beruf, Familie und Sorgearbeit hinzukommen, wird es nicht einfacher. Was fehlt, sind Adapter in Form von Personen, Software, Strategien. Ein Adapter ermöglicht beiden Seiten, so weiterzumachen wie bisher, ohne dass die Zusammenarbeit leidet. Ob Deutschland und die Schweiz wirklich einheitliche Steckdosen brauchen, kann man dann 200 Jahre später immer noch entscheiden. Wer stattdessen ständige Anpassung an sich laufend ändernde Anforderungen verlangt, wälzt das Problem auf Einzelne ab, weil das billiger und leichter ist, als eine Adapterlösung zu etablieren.

### 10 – Sprechen und Verstehen lehren

Diskussionen auf Social Media zeigen, dass neue Öffentlichkeit gelernt werden muss: Was gibt man erregt weiter, wo schweigt man, wie setzt man seine Ressourcen richtig ein? Wie interpretiert man, wenn man mit weniger Kontext und Vorverständnis aufeinanderstößt? Wie erkennt man eigene Vorurteile und wie geht man damit um? Was ist überhaupt ein Argument, was ein logischer Fehler, wie kann etwas überhaupt wahr oder richtig sein oder wenigstens weitgehend Konsens werden? Wie geht man versöhnlich auseinander, ohne Differenzen zu kaschieren?

Hochschule kann weit mehr als heute der Ort sein, an dem man gute Diskursführung lernt, und sei es nur die Integration von Debattierformaten oder Probehandeln in spielerischem Rahmen. Dabei legt sich, bildhaft gesprochen, auf das Dokument eine zweite Ebene von Diskurs. Diese Diskursebene wird auch nicht weniger notwendig, wenn Dokumente zu digitalen Artefakten werden.

#### 10 – Schreiben und Verstehen lehren

Mündliche Diskussionen haben eine lange Tradition (und verlaufen trotzdem oft unbefriedigend). Schriftliche Diskussionen, die sich schneller entwickeln als eine Abfolge gedruckter Texte, gibt es erst seit etwa fünfzig Jahren. In mancher Hinsicht folgen sie den gleichen Ge-

setzen wie mündliche, in mancher Hinsicht aber auch nicht. Sie sind nicht nur ein Ersatz für Situationen, in denen keine mündliche Debatte möglich ist, sondern eine eigene Kulturtechnik. Die dafür benötigten Fähigkeiten lassen sich nicht in mündlichen, sondern nur in schriftlichen Debattierformaten erwerben. Bisher vernachlässigen Hochschulen die Vermittlung dieser Fähigkeiten.

Es geht dabei nicht darum, schriftliche und mündliche Fähigkeiten bei Allen gleich gut auszubilden. Die individuellen Präferenzen sind unterschiedlich. Die traditionelle Lehre berücksichtigt das stellenweise auch bereits – man kann sich wahlweise die Vorlesung anhören, Texte lesen oder beides tun. Was fehlt, ist die Förderung schriftlicher Austauschformate. Das bedeutet auch, dass Hochschulen die im Netz bereits stattfindenden Debatten in Schriftform ernster nehmen müssen und nicht als unseriöses, wissenschaftlich irrelevantes Hobby abtun sollten. Zwischen der Zeitlupendebatte in wissenschaftlichen Zeitschriften und Podiumsdiskussionen ist noch Platz, den auch die Hochschulen sinnvoll nutzen könnten. Frage und Antwort, These und Gegenthese und jede andere gemeinsame, zeitversetzte und schriftliche Interaktion unter Abwesenden lässt Zeit für Verstehen und Formulieren und entlastet vom unmittelbaren Reaktionszwang der Podiumsdiskussion.

### 11 – Selbstgesteuertes Lernen fördern

In der Frühzeit der Hochschule war die Vorlesung die praktischste, wenn nicht einzige Möglichkeit, Wissen zu vermitteln. Heute gibt es mehr Möglichkeiten denn je, sich Wissen selbstständig, im individuellen Tempo und mit individuell gesetzten Schwerpunkten anzueignen. Hochschulen werden dadurch keineswegs überflüssig. Durch ihre Rahmenvorgaben können sie helfen, das Selbstlernen unter den Studierenden zu strukturieren (z.B. Lerngruppen je Semester). Sie müssten aber in den Arbeitsabläufen der Lehre mehr Raum für selbstgesteuerte Lernformen schaffen. Die Umstellung z.B. auf Flipped Classroom-Modelle verlangt von den Lehrenden Umdenken und neue Fähigkeiten, und sie ist zunächst zeitaufwändiger. Umso dringender benötigt sie ausdrückliche Förderung durch Geld, Unterstützung und Weiterbildungsmaßnahmen.

### 11 – Die Grenzen des selbstgesteuerten Lernens im Hochschulkontext erkennen

Der zentrale Aspekt des selbstgesteuerten Lernens besteht darin, dass man sich die Zeit nehmen kann, die man eben braucht. Diese Form des Lernens ist grundsätzlich inkompatibel mit der Hochschule. Solange die Studienzeiten begrenzt und die Prüfungstermine vorgegeben sind, müssen alle in ungefähr der gleichen Zeit einen relativ konkret umrissenen Stoff bearbeiten. Die Hochschulen müssen sich entscheiden, ob sie den Kuchen haben oder ihn aufessen wollen. Beides gleichzeitig geht nicht.

## 12 - Lehraufgaben an Künstliche Intelligenz delegieren

Alexa und Watson zeigen, dass Künstliche Intelligenz Wissen ordnen und zugänglich machen kann, und das dialogisch. Das ist auch ohne die Elemente Bewusstsein und Kreativität möglich, die man umgangssprachlich mit Intelligenz verbindet. Maschinelle Verfahren strukturieren Dokumenträume, suchen nach Plausibilitätsfehlern, erstellen Zusammenfassungen und stellen diese in verschiedenen Ausgabeformaten bereit, beispielsweise als Sprachfunktion auf dem Schreibtisch oder als Themenregister mit Kontexten (Konkordanz). Denkbar ist auch, dass zwischen Live-Vortrag und Aufzeichnung neue Mischformen entstehen, bei denen maschinelle Agenten inhaltliche Teile beisteuern, z.B. Vorschlagen von oder Vorlesen aus Vertiefungstexten. So werden Lehrende entlastet und Studierende beim Lernen unterstützt.

## 12 - Künstliche Intelligenz ignorieren

Dass eine technische Neuerung die bisherige Lehre in kurzer Zeit ganz und gar umstrukturieren oder sogar überflüssig machen wird, taucht als Topos mit jeder neuen Technologie wieder auf. Letztlich waren es immer unscheinbare Veränderungen der Alltagstechnik, Infrastruktur oder Hochschulverwaltung, die die Lehre stärker beeinflusst haben als die Einführung von Phonograph, Film, Computer oder Künstlicher Intelligenz. Mit solchen unauffälligen Veränderungen kann man nicht dasselbe mediale Getöse erzeugen wie mit dem Thema "Künstliche Intelligenz", deshalb erhalten sie in der öffentlichen Diskussion wenig Aufmerksam-

keit. Bei der hochschulinternen Diskussion sollte man sich davon nicht leiten lassen.

### 13 – Influencer fördern

Wie heute schon bei Massenmedien zu beobachten, werden Personen wieder wichtiger als bisher, nehmen eine exponiertere Stellung ein und treten so aus der Organisation hervor. Lehrende können die Chance ergreifen, sich durch digitale Medien stärker zu inszenieren. Das geschieht heute schon auf Twitter und scheint Sichtbarkeit und Publikationschancen zumindest in Publikumszeitungen zu erhöhen.

Auf der Beziehungsebene zu Studierenden gehen beide eine Art Bindung auf Zeit ein. Was im Digitalen 'Follower' und 'Community' sind, ist auch heute schon dem Hochschulsystem nicht fremd – man teilt über manche Lehrende Trivia wie über Popstars. Eher sachbezogen tritt das Phänomen seit Jahrhunderten als fachliche Schule auf, etwa der Soziologie. Das Bindeglied sind neue Inhalteformate, beispielsweise Podcasts zu Lehrzwecken oder Streitgespräche in beliebigen Digitalformaten. Das Auseinandertreten von Lehrkraft und Schule führt mit erhöhter Ortsunabhängigkeit möglicherweise zu einer Art Tribalisierung. Dies wirkt der Entpersönlichung in der Hochschule als größerer Organisation entgegen, ermöglicht soziale Mikrostrukturen unter Studenten und Lehrenden und entförmlicht die Kommunikation.

### 13 – Lehrende unabhängig von ihrer Öffentlichkeitswirksamkeit fördern

Wissenschaft heißt Zusammenarbeit. Wissenschaftsgeschichtsschreibung als Erzählung von heroischen Leistungen Einzelner ist zu Recht aus der Mode gekommen. Die explizite Förderung besonders öffentlichkeitswirksamer Einzelner läuft den Grundprinzipien von Wissenschaft zuwider. Zudem sind viele produktive Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler rhetorisch ausgesprochen unbegabt und für die formale Ödnis ihrer Vorlesungen berüchtigt. Wenn sich die Anforderungen in Richtung öffentliche Unterhaltsamkeit und Video-Kompetenz verschieben, werden Menschen benachteiligt oder verdrängt, deren Beiträge wertvoll für die Hochschullandschaft sind. Wer öffentlichkeitswirksame Lehrende fördern will, sollte zumindest Maßnahmen benennen, um dem entge-

genzuwirken – zum Beispiel die Einrichtung von mehr reinen Forschungsstellen ohne Lehrverpflichtungen.

#### 14 - Verstehen, dass alles anders wird

Drei Dinge haben sich durch die Digitalisierung grundsätzlich verändert. Erstens spielt Raum eine völlig andere Rolle: Es kommt weder auf die Größe eines Hörsaals an noch auf die Größe des Bibliotheksgebäudes oder die körperliche Anwesenheit anderer Menschen. Zweitens entfällt die Knappheit der Lehrmittel durch die Möglichkeit des praktisch kostenlosen Kopierens ohne Qualitätsverlust. Dadurch verändern sich die bisherigen Spielregeln des Zugangs. Und weil dieser Zugang drittens jederzeit durch das Smartphone hergestellt werden kann, müssen Lernen und Lehren nicht mehr in großen Blöcken stattfinden, sondern zerlegen sich in kleine und kleinste Einheiten.

### 14 - Verstehen, dass alles gleichbleibt

Als das Auto neu war, hat man auch nicht zwischen mobiler und stationärer Welt unterschieden. Der Begriff 'digital' wird meistens als denkfaule Bezeichnung für 'irgendwie neu' verwendet, während wir es tatsächlich seit mindestens 200 Jahren, wenn nicht schon immer (Neumann 1958) mit Vorgängen zu tun haben, die digitale wie analoge Anteile enthalten. Die ersten digitalen Lernprogramme entstanden in den 1960ern. Seitdem hat es immer wieder neue Wellen gegeben, PLATO, Computer-Based-Training, Lernplattform und Blended Learning sind Schlagworte der Geschichte digitaler Bildung. Es steht außer Frage, dass es neben Rückschlägen immer wieder neue, positive Entwicklungen gab, die grundlegenden Fragen sind jedoch die gleichen geblieben.

#### Referenzen

Born, Dominik: Als Rebel das eigene Haus verändern. https://www.youtube.com/watch?v=njiX-vwISsI [abgerufen: 10. September 2019]. Neumann, John v.: *The Computer and the Brain.* Yale 1958.

Passig, Kathrin: The Trouble With Talking. In: *Merkur* 835 (2018), S. 29–39, Online: https://www.merkur-zeitschrift.de/2018/11/26/the-trouble-with-talking/ [abgerufen: 10. September 2019].

